

Kinder der Seele [Fortsetzung]

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574889>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Am Ufer des Starnberger Sees. Nach dem Gemälde (1875) von Johann Gottfried Steffan (1815—1905), seit 1877 im Cristal Palace Sydenham zu London.

✻ Kinder der Seele ✻

Roman von Irma Goeringer, Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Frei nahm sachte Hildes Hand: „Sie haben mir früher so oft gesagt: ‚Ich habe nicht nur ein, ich habe vier Kinder!‘ Hilde, vergessen Sie nun die andern, die Kinder Ihrer Seele?“

Die Augen der blassen Frau schauten ihn vorwurfsvoll an: „Warum erinnern Sie mich daran? Herbert ist tot, Rudolf lebt fern von mir, und Lona? Lona muß um der Eitelkeit ihrer Mutter willen in Pension sein!“

In diesem Augenblicke ertönte aus dem Garten etwas unrein, etwas undeutlich, aber doch erkennbar der Anfang der Tannhäuserouvertüre.

Frei sprang auf: „Hilde, was schenken Sie mir, wenn ich Ihnen eine Sehnsucht erfülle? Wenn ich Ihnen Lona bringe? Ja, staunen Sie nur, Ihre Freunde sind doch nicht so liebeleer . . . Lona ist da!“

Er eilte zur Tür und öffnete sie weit. Eine schmale Mädchengestalt huschte herein, quer durchs Zimmer wie ein Schatten und kniete neben Hildes Stuhl nieder. Mit stummer Leidenschaft umschlangen sich die Frauen.

Frei trat leise in eine Ecke und betrachtete sie von dort aus. Er sah, wie Hilde langsam die Arme sinken ließ, wie sie die Hände um Lonas Kopf schloß und ängstlich forschend den Blick tief in des Mädchens Augen senkte. Er sah auch den tiefen Atemzug, der ihre Brust hob, und etwas wie Befriedigung in ihren Zügen aufleuchten. Dann begannen beide zu flüstern. Es war eine innige, traute Zwiesprache, leise, gebrochene Laute voll bewegter Empfindung. Endlich richtete sich Lona

auf. Erstaunt betrachtete Hilde die schlanke Erscheinung, die liebliche Schönheit, die ihre Knospe erschlossen hatte. Dann wurde sie unruhig:

„Was ist das, Liebling? Du bist ganz in Schwarz, so düster? Ich wüßte doch nicht, daß . . .“

Lona neigte sich wieder zu der geliebten Frau, ihre Arme umfingen sie, und ihre Stimme schmeichelte in zärtlichem Mitleid:

„Du hast Weh, Tante mein, du bist traurig; wie kann dein Kind in heller Farbe gehen?“

Da, was war das? Frei schrak zusammen . . . Ein Laut, den er ersehnt, erbangt hatte seit Wochen, ein tränenersticktes Schluchzen!

An Lonas Brust lehnte Hildes dunkler Kopf, und über ihr weißes Gesicht unter geschlossenen Lidern hervorquellend flossen die befreienden Tränen.

Leise schlich Frei hinaus. Auf dem Korridor fand er, unwillig an der Wand lehrend, Gerhard und Lottchen, die auf Botschaft warteten.

„Sie weint,“ rief Frei leise, „Geri, deine Mutter weint! Endlich, endlich! Nun ist die Gefahr vorbei!“

„Und das“ — Lottchens Stimme klang sehr tonlos — „und das hat Lona fertiggebracht?“

„Ja, mein Töchtling, jawohl, das hat Lona fertiggebracht! Das wundert euch wohl, he?“

„Nein,“ sagte Gerhard, und auch er sprach gepreßt, anders als sonst — „es wundert mich nicht . . . Ich habe sie gesehen . . . Es wundert mich wirklich gar nicht!“

Und ohne ein weiteres Wort, unhöflich, wie er noch nie war, drehte er sich um und ging in sein Zimmer.

Frei sah ihm erstaunt nach: „Was hat er denn? Gönnt er Lona den Erfolg nicht? Ist er etwa eifersüchtig? Das wäre doch einfältig! Na, so komm du, Lottchen; ich will wieder hineingehen, und du kannst Lona guten Tag sagen.“

„Ihr guten Tag sagen? Auch noch! Fällt mir gar nicht ein! Sie war weg, sie muß zuerst kommen. Wenn sie was von uns will, weiß sie ja, wo wir wohnen. Und überhaupt, ich muß nach Hause. Mama hat gesagt, ich soll um vier Uhr wieder daheim sein; es ist die höchste Zeit. Adieu, Papa!“

Wie ein aufgeregter Brummkreisel schoß das kleine Lottchen davon. Ihr Vater sah verblüfft und kopfsüttelnd hinter ihr drein. Dann schlug er sich plötzlich mit einem leisen Ueberraschungspfeiff auf die Stirn und ging nachdenklich ein paar Male im Korridor auf und ab.

„Da ist einstweilen nichts zu machen,“ sagte er halbblaut, „die Sache muß ihren Verlauf nehmen. . . Aber dem Gerhard werde ich aufpassen! Für Lottchen hat's noch nicht viel zu bedeuten; fünfzehnjährige Herzen brechen nicht.“

Beruhigt trat er wieder ins Zimmer. Hilbes Tränen waren verstreut, und sie lauschte mit lebhafter Teilnahme auf Lonas Geplauder.

„Was hat's denn draußen gegeben, lieber Doktor?“ fragte sie. „Mir war's, als hätte Lottchen sehr erregt gesprochen. Was ist mit dem Kinde?“

„Nichts, liebe Freundin; sie erleidet momentan einen kleinen Gedankenkummer, der wenig zu bedeuten hat. Frühlingschauer, heftig und unmittelbar; aber in einer Stunde lacht die Sonne wieder.“

V.

Heinrich Hartwiger schrieb an seine Tochter:

„Liebe Hilba! Wie ich von Gerhard erfahre, bist du noch immer sehr angegriffen und nervös. Vielleicht würde es dir gut tun, wenn du ein paar Wochen zu uns nach Großwerdau kämest. Die Tannenluft und der Klimawechsel sind für dich jetzt sicher sehr heilsam. Wenn du dir jemand zur Gesellschaft mitbringen willst, vielleicht das junge Mädchen, von dem Gerhard erzählt, daß es dir sehr lieb sei, so tue es ungeniert. Uns soll die junge Dame willkommen sein. Elisabeth und Heinz grüßen dich mit mir herzlichst. Dein treuer Vater.“

Hilbe sprach zuerst mit Dr. Frei, der ihr sehr zuriet, dann mit Gieses, die gern ihre Einwilligung gaben.

Lona war selig: „Tantchen mein, ist es denn wirklich wahr? Ich darf mit dir reisen? Darf wochenlang ganz dicht bei dir sein, von morgens bis abends? Das ist zu herrlich, als daß es wahr sein könnte!“

Aber es wurde wahr, zu Lonas fast ungläubiger Bewunderung. An einem sonnensatten Augusttage hielt sie Einzug in Großwerdau. Heinz Hartwiger hatte den Besuch an der Bahn abgeholt und sich auf der Fahrt riesig darüber gefreut, daß die junge Dame kein „Affe“ war, wie er gefürchtet, sondern ein liebes, frisches Ding, das sich nicht satt sehen konnte an der Schönheit der Landschaft.

Hilbe gedachte der Tage vor fünfundzwanzig Jahren, als sie mit Fritz zuerst gemeinsam nach Großwerdau kam. Oft noch hatte sie in dieser Zeit die Fahrt gemacht, immer tiefer fühlte sie sich mit der Heimat verbunden, und der einst ängstlich gescheute Vater war ihr ein verständnisvoller Freund geworden. In Heinz sah sie immer noch das drollige kleine Brüderchen; nur das Gefühl, das zuerst in ihrem Herzen einzog, wuchs und dehnte sich von Jahr zu Jahr, und diese Liebe umschloß auch die treffliche Herrin von Großwerdau.

Heinrich Hartwiger stand wieder unter der Tür seines Hauses, als der Wagen vorfuhr. Sorgsam hob er Hilbe heraus und hielt ihre leicht gebeugte Gestalt einen Augenblick fest an seiner Brust. Dann nahm er Lonas Hände und schaute ihr herzlich in die Augen: „Willkommen auf Großwerdau, Fräulein Giese! Ich hoffe, daß es Ihnen bei uns gefallen wird, wenn Sie sich einmal genauer umgeschaut haben.“

„O Herr Hartwiger, was das betrifft, mir gefällt's schon jetzt ganz ausgezeichnet!“

„Um so besser. . . Aber jetzt darf ich wohl bitten. Meine Frau wartet oben auf die Damen.“

Es war wie vor fünfundzwanzig Jahren. Elisabeths vornehm-zurückhaltende Natur bannte Familienszenen ins Familienzimmer. Hilbe dankte ihr dafür, und als sie die Arme der fast gleich alten Frau umschlangen, fühlte sie sich wieder geborgen und verstanden wie an Mutterbrust.

Es ging ein Segen von Elisabeth Hartwiger aus. In ihrer stillen Art, die sich nie hervordrängte, tat sie, was gut war. Viele nannten sie kalt; aber Hilbe wußte, daß in der den Fremden verschlossenen Brust ein warmes Herz schlug und daß in dieser Frau lebte, was selten ist unter Frauen — Gerechtigkeit und reinste Wahrheitsliebe.

Es begann eine schöne Zeit. Hilbe erholte sich und war zufrieden wie immer, wenn sie der Natur recht nah sein konnte. Und Lona ging wie auf Federn. Zwischen ihr und Heinz Hartwiger bildete sich eine gute Kameradschaft, die von Verliebtheit freibleib.

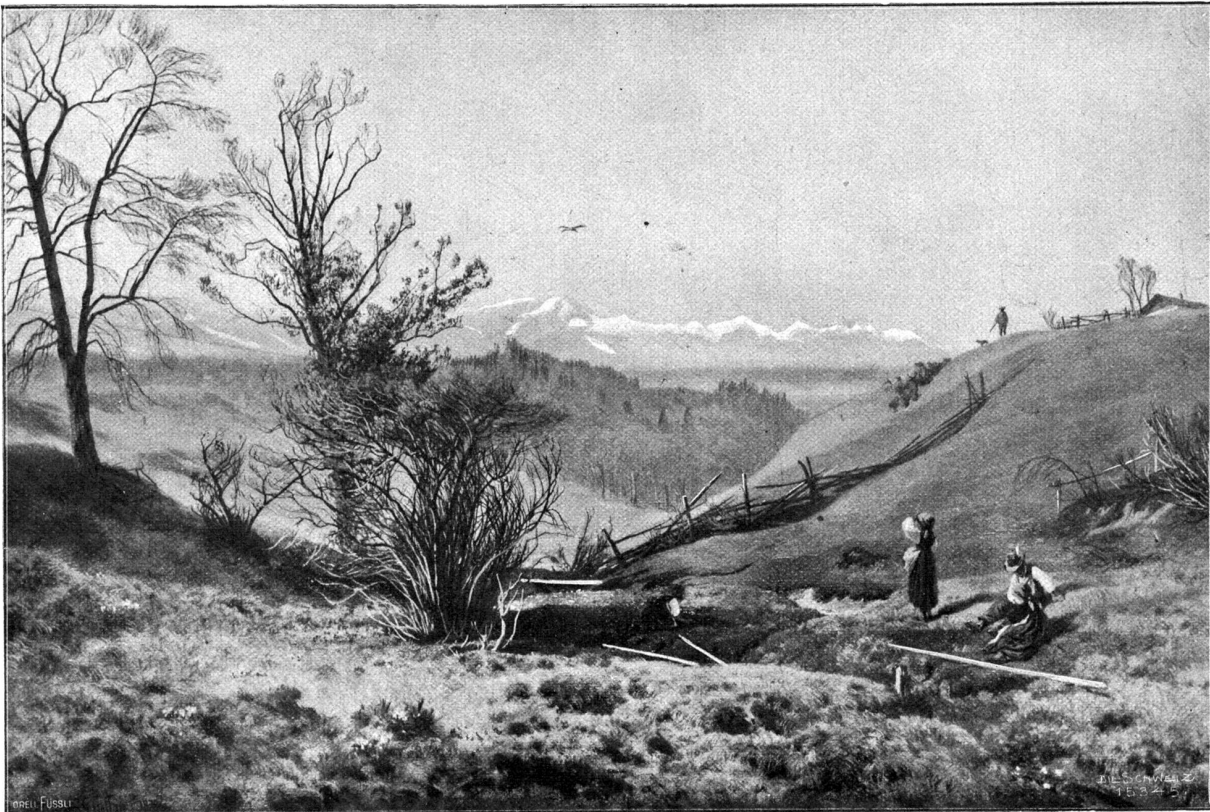
Bisher hatte Lona den Genuß nicht gekannt, ohne Hut und Handschuhe aus dem Hause in den Wald zu laufen. Nun rannte sie stundenlang mit Heinz herum, warf sich mit ihm auf den moosweichen Waldboden und blinzelte zum Himmel empor, in dessen tiefblauen Gewand die dunkelgrünen Tannenwipfel ihre Spitzen hineinzu stecken schienen. Sie lauschte so zum ersten Mal dem ruhigen sichern Atmen der Waldbeinsamkeit.

Wenn sie heimkam, lag in ihren Augen der Schönheitsschimmer des Geschauten, und ihr junges Menschentum wuchs an seiner Größe. Sie schritt einher, als sei sie bereit, das Glück bei sich aufzunehmen.

„Sie gefällt mir,“ sagte Heinrich Hartwiger, „sie gefällt mir sehr. . . Aber ich weiß nicht, wo das hinaus will. Ich bin froh, daß Heinz sich nicht in sie verliebt; es wäre ein Unglück für meinen einfachen Buben und das Allerschlimmste, wenn sie ja sagte. Wie steht's in der Beziehung mit Gerhard, Hilbe?“

„Ich weiß es nicht. Frei meinte, Gerhard sei sehr entzückt von Lona; ich selbst habe nichts bemerkt.“

„Und Lona?“
„Sie ist ein Kind.“



Frühlingsanfang am Starnbergersee. Nach dem Gemälde (1870) von Johann Gottfried Steffan (1815—1905) im Besitz des Sächsischen Kunstvereins zu Dresden.

„Das beweist nichts. Als du ein Jahr älter warst, hast du geheiratet, Hilbe. Nun, wir werden ja sehen; am Sonntag kommt Gerhard.“

* * *

„Haben Sie meinen würdigen Neffen, der zwölf ganze Monate jünger ist als ich, gern, Fräulein Lona?“ fragte Heinz, als er am Sonntagmorgen mit Lona spazieren ging.

„Gern? Ach Gott, das weiß ich wirklich nicht! Als Kinder haben wir uns viel gezanft, und jetzt, seit ich aus der Pension bin, sah ich ihn nur kurz. Tante Hilbe war damals übrigens so leidend, daß mir nicht viel Zeit für andere Leute blieb.“

„So... Na, wenn Sie sich nichts Besonderes aus ihm machen, hätte er auch in seiner Garnison bleiben können! Nun fördert er uns hier nur die Gemütlichkeit; denn er ist gar so patent und ordentlich. Alles Mögliche findet er nicht fair... Ich wollte, er käme gar nicht.“

„Aber, Heinz, Tante Hilbe freut sich doch so sehr auf ihn!“

„Wissen Sie, wir wollen ihn bei seiner Mutter lassen, und wir beide tun nach wie vor, was uns Spaß macht, ob er es fair findet oder nicht. Ist's Ihnen recht so?“

„Jawohl, bombastischer recht!“

„Ach, Lona, Sie sind doch ein famoseres Mädel, schade, daß Sie kein Mann werden können!“

Und einträchtig, wie zwei artige Kinder, gingen sie Hand in Hand nach Hause.

* * *

Gerhard war schon angekommen. Er saß, als die beiden den Hof betraten, auf einem neuen Pferde seines Großvaters und ritt es ihm vor. Heinz hatte vor ein paar Tagen dasselbe Experiment unternommen, war aber trotz seiner Reitkenntnisse nicht mit dem nervösen Rassen-tier fertig geworden. Unter Gerhard ging es vorzüglich.

Lona trat schweigend an Hildes Seite und sah zu. Heinz lobte begeistert und vollkommen neidlos:

„Famos, Gerhard, ganz famos! Nun ist die Bestie auf einmal zahm. Darin bist du mir doch mächtig über, dir gehorcht jeder Gaul. Das ist eben Talentsache und du bist ein Reiterkünstler!“

Lona stimmte ihm heimlich bei. Die Leistung konnte sie zwar nicht beurteilen; aber die Eleganz des Reiters, seine schlanke, ebenmäßige Figur und die Biegsamkeit der geschmeidigen Glieder sah sie um so besser. Bis jetzt hatte sie gar nicht gewußt, wie hübsch Gerhard Rainer war. Nun begriff sie auf einmal die grenzenlose Verliebtheit der kleinen Lotte Frei.

Ob er sie wieder liebte? Er mußte wohl; denn sonst würde Lottchen doch nicht so zäh an ihrer Schwärmerei festhalten. Lona konnte sich nicht vorstellen, wie man sich mit unerwidelter Liebe quälen möchte. Sie würde das jedenfalls nie tun, nahm sie sich vor.



Am Hintersee (Vercheesgabener Land). Nach dem Gemälde (1871) von Johann Gottfried Steffan (1815—1905) im Besitz der Prinzessin Ludwig von Bayern.

Gerhard sprang vom Pferd, übergab einem Stallknecht die Zügel und schritt, indem er sich ein wenig reckte, aber nur soviel, wie für ihn vorteilhaft war, lachend auf Lona zu:

„Verzeih“ — er küßte ihre Hand — „daß ich dich nicht sofort begrüßte! Aber der Gaul mußte erst seine Lehre haben... Nun, wie es dir geht, braucht man nicht zu fragen, du siehst ja brillant aus.“

„Oh,“ — Lona ärgerte sich über seine Gewandtheit, sie kam sich wie ein steifer Stock vor — „hier muß man sich ja wohl fühlen!“

„Nicht wahr, es ist schön?“ Gerhard sah mit einem fast stolzen Blick in die Runde. „Ja, Großwerdau! Ich bin nicht hier geboren, nicht hier erzogen; aber ich hab's lieb, wie man nur die Heimat Erde lieb haben kann. So die besten Kräfte, die man in sich fühlt, die hat man nicht aus der Stadtluft gesogen, die sind erdbodenstark. Das empfinde ich immer wie ein Glück in unserer kulturüberwucherten Zeit.“

Hilde sah freudig auf ihren Sohn, und Lona bewunderte ihn. Sie wußten beide nicht, daß Gerhard nur nach einem Ausdruck suchte für die Liebe, der er nicht die Worte geben konnte, die ihm die nächsten waren. Da preßte er die Leidenschaft für Lona in die Zärt-

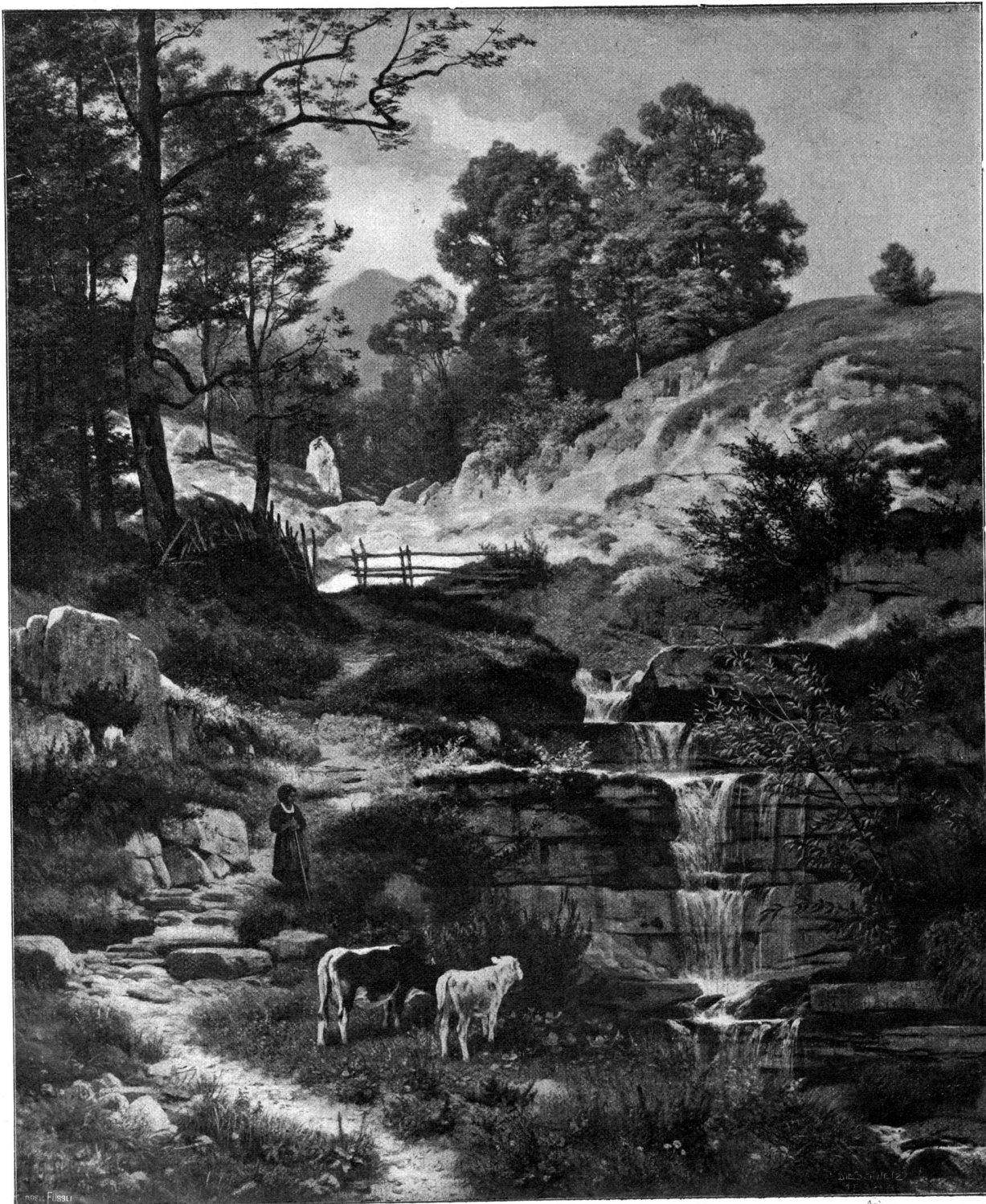
lichkeit für Großwerdau. Das junge, starke Gefühl veredelte sein männlich Gesicht, seine Gestalt straffte sich, und die kräftige Wärme seines Wesens ergriff das Herz des Mädchens, das er sich begehrt.

Sorglos wie ein Kind hatte Lona an diesem Morgen ihr Zimmer verlassen, in nachdenklicher Bangheit betrat sie es wieder. Das Weib in ihr schlug langsam und erstaut die Augen auf.

Acht Tage durfte Gerhard in Großwerdau bleiben. Er benützte die kurze Frist, und schweigend halfen ihm die Seinen. Hilde zwar begnügte sich damit, passiv zusehen zu lassen, was ihrer Ueberzeugung nach doch geschehen mußte, wenn das Schicksal es beschlossen hatte. Ihr fehlte das ruhig beratende Wort, die lautlose Hilfe Dr. Freis. Elisabeth sah in der Zuneigung Gerhards eine Fügung Gottes, der Hilde die Tochter ihrer Wahl zu eigen geben wollte, und Heinrich Hartwiger hatte ganz einfach seine Freude daran.

Lona selbst lebte in Unklarheit. Wenn Gerhard nicht bei ihr war, fehlte er ihr nicht, ihre Seele sehnte sich nie nach ihm. Aber sobald sie ihn sah oder nur seine Stimme hörte, erschauerte sie mit bebenden Sinnen.

Zwei Tage, ehe Gerhards Urlaub zu Ende war, machte man einen Ausflug in ein nahegelegenes Städtchen.



Aus der Ramtau (bei Berchtesgaden). Nach dem Gemälde (1885) von Johann Gottfried Steffan (1815–1905).
 Phot. Franz Hanfstaengl, München.

Elisabeth, Hilbe, Lona und Heinz fuhren im Landauer. Heinrich Hartwiger kutschierte selbst seinen kleinen Jagdwagen, und Gerhard saß neben ihm. Den Berg hinauf ging's im Schritt. Hartwiger steckte die Peitsche fest, reichte schweigend seinem Enkel die Zügel und steckte sich eine Zigarre an. Er bot auch Gerhard das Etui, der aber dankte. Die Zigarre brannte gut, der Tag war wunderschön, und der Wald duftete nach einem kurzen Regen in harziger Frische.

Heinrich Hartwiger atmete tief, zufrieden:

„Das Leben ist doch noch immer schön, launisch mit Lachen und Tränen wie ein Weib, aber schön, schön!“

Gerhard schwieg. Da nahm ihm der Alte die Zügel wieder aus den Händen und fragte gleichmütig so nebenbei:

„Soll ich dich auf dem Heimweg mit Lona allein fahren lassen, mein Junge?“

„Großvater!“

„Ja oder nein?“

„Ja! Und tausend Dank!“

„Bitte; aber wenn du mir in zehn Jahren noch einmal dankst, dann will ich's gerne annehmen. Freilich, das wirst du wohl meiner Anekdote erzählen müssen; ich erleb's nicht mehr.“

„Ach, Großvater, du bist ja so jung!“

„Mit genau siebzig Jahren? O, mein Lieber, das ist kein Spaß! Aber freilich, jünger wie mancher Dreißigjährige von heute bin ich vielleicht; denn ich kann mich noch freuen, was solche Jammerlappen von Geistesprogen verachten. Die Freude hält jung, mein Sohn; laß dir die Freude nicht ausreden, solange du lebst! Und heut' abend also fährst du die Brauen und dein kraustopfiges Mädchel. Fahr' ins Glück, ich wünsch' dir's!“

* * *

Zur Heimfahrt stand der Mond am Himmel, und die Tannen neigten sich zueinander in leichtem Nachtwind. Es war wie ein Raunen und Flüstern, wie eine unruhige Ruhe, wie ein schambastiges Entschleiern und doch Verhüllen im Wald! Die beiden fuhren schweigend dicht nebeneinander auf dem schmalen Bock und doch getrennt durch eben das Verlangen, das sie zueinander trieb. Nichts hörten sie als das Aufschlagen der Pferdehufe, das leise Rollen des Wagens. Der Himmel war klar; aber auf der Erde lagen Nebel, fast durchsichtige, rastlose steigende und fallende Dünste, als spiele eine unsichtbare Geisterhand mit unendlichen duftigen Stoffwagen.

Gerhard kannte den Zauber einer nächtlichen Waldesfahrt; für Lona aber war's ein neuer, gewaltiger Eindruck. In dem Hin und Her ihrer Empfindung, in dem Suchen nach sich selbst wurde ihr plötzlich unendlich bang. Eine Sehnsucht, die sie nicht nennen konnte, stieg in ihr auf, eine Sehnsucht nach Anschmiegen, nach Unterliegen, nach Beschütztwerden.

Und mitten im Sturm ihrer Wünsche war's ihr, als lege sich schmeichelnd ein Arm um ihre Hüfte, als bette eine warme Hand ihr unklares Köpfchen sicher an eine breite Brust, und mit einem tiefen befreienden Seufzer gab sie sich dieser neuen beseligenden Zärtlichkeit hin.

Gerhard hielt das Mädchen, als habe man ihm ein Heiligtum anvertraut. Noch war kein Wort gefallen; aber er mußte Gewißheit haben. Vielleicht bedeutete ihr Anschmiegen nichts als Müdigkeit, und nur die Kindheits-

gepielin erlaubte dem zum Bruder gewordenen Freunde unbefangene eine harmlose Vertraulichkeit.

„Lona,“ flüsterte er, fast heiser in seiner unbändigen Erregung, „hast du mich ein klein wenig gern? Sieh, ich hab' dich ja so unmensürlich lieb! Lona, du einziges Mädchen, willst du meine Frau werden?“

Die reinen Kinderaugen schauten strahlend zu ihm auf.

„Ja, Gerhard, wenn du mich haben willst!“

* * *

Als der Landauer in Großwerdau hielt, richteten sich acht unruhig gespannte Augen auf das Paar, das aneinandergelehnt im hellen Schein der elektrischen Vogel- lampe stand.

„Wie das erste Menschenpaar, so schuldlos und gläubig in Liebe!“ sagte Elisabeth.

Hartwiger antwortete nicht; er rief nur mit seiner volllautenden Stimme: „Heda, Christian, hol den Eiskübel und stell zwei Pomern kalt; aber vergiß das Mischen mit Wasser nicht, du Esel, sonst setz ich dir den Kopf zwischen deine beiden viel zu großen Ohren!“

Da wußte das Gefinde, daß sich ihr Herr freute, und sie freuten sich mit ihm, weil sie ihn alle gern hatten.

Hilbe aber hielt Lona mit leidenschaftlicher Inbrunst an sich gepreßt und küßte sie wieder und wieder.

„Du mein Kind, mein Töchterchen, nun endlich ganz mein Kind!“

Dann schritt sie zwischen den beiden, ihre Rechte in Gerhards Rechten, ihre Linke in Lonas Linken, während die beiden jungen Hände der Verlobten sich hinter ihrem Rücken verschlangen, fast getragen von den Armen ihrer Kinder, glücklich in das Haus ihrer Väter.

VI.

Heinrich Hartwiger war für sofortige Veröffentlichung der Verlobung und baldige Heirat.

„Eine lange Brautzeit ist ein Unsinn!“ sagte er. „Man lernt sich doch im eigentlichsten Sinn nicht kennen und wird höchstens nervös. Gerhard soll an Dr. Giese schreiben, mit seinem Kommandeur reden, die Kautio n hinterlegen, und — fertig ist die Laube!“

Aber Hilbe wehrte ab. Natürlich war es Gerhards Pflicht, sofort Lonas Eltern zu benachrichtigen, sie wollte auch noch selbst schreiben, und ebenso mochte der Kommandeur unterrichtet werden. Die Veröffentlichung der Verlobung hatte jedoch noch Zeit, einmal wegen der Trauer und dann auch —

„Sieh' mal, lieber Papa,“ sagte Hilbe, „ich will die beiden noch nicht so fest aneinanderbinden! Nicht als ob ich an ihren Gefühlen zweifelte, o nein! Die sind echt, und Gerhard weiß auch genug vom Leben, um sich klar zu sein, was er tut. Aber Lona! Wäre sie wie hundert andere, ich würde sie ruhig schon heute in meines Sohnes Hände geben. So wie sie ist, bangt mir davor. Ich werde das Gefühl nicht los, daß in dem Mädchen mehr steckt als nur die gute deutsche Hausfrau. Mir ist immer: eines Tages bricht etwas auf, irgend eine Betätigungssehnsucht, und dann soll sie frei sein! Die Grenzen, in denen sich eine Offiziersfrau bewegen darf, sind sehr fest und sehr eng gesteckt; vielleicht aber braucht Lona einmal die ganze Welt. Jetzt

natürlich berechtigt mich nichts zu dieser Ausnahme; aber die Stunde kann kommen, und darum will ich nicht, daß Lona sich unauflöslich bindet, ehe sie genau die Konsequenzen kennt und ein wenig ins Leben hineingeschaut hat."

"Hilbe," rief Heinrich Hartwiger ernst, "weißt du, daß du damit vielleicht das Glück deines Sohnes, deines einzigen Kindes zerstörst?"

Bleich, aber sehr bestimmt schaute Hilbe zu ihrem Vater auf.

"Lonas Glück liegt mir ebenso sehr am Herzen, und wenn dieses nicht Hand in Hand mit Gerhard zu erreichen ist, so werde ich das Mädchen zu keinem Opfer zwingen. Müssen sich die beiden trennen, so erleidet mein Sohn die Vernichtung einer ersehnten Erfüllung. Vielleicht gewährt ihm das Schicksal Ersatz. Bei seiner Natur ist das gar nicht unmöglich. Im andern Fall aber zwingen ich vielleicht eine freie Menschenseele in einen engen Käfig, und das wäre ein so unerhörtes Unrecht, daß ich es nicht auf mich nehmen möchte."

"So würdest du Gerhard preisgeben um Lona's willen?"

"Ja, wenn es sein muß; denn dann wäre ihr Wunsch und Verlangen das Wertvollere, und darum — hätte sie das erste Recht."

Heinrich Hartwiger zuckte ärgerlich die Achseln.

"Ich weiß nicht, was das jetzt für eine Welt ist. Da hat ein flotter, gutsituirter, ordentlicher Bursch ein reizendes Mädel gern und sie ihn: was ist natürlicher, als daß die Eltern Ja und Amen sagen! Aber ich wo! Es wird eine verzwickte Schwierigkeit erfunden, und statt fröhlicher Gesichter gibt's Kopfhängerei. Früher war das anders. Da wünschte sich 'ne vernünftige Mutter nichts Besseres, als ihre Tochter möglichst bald an den Mann zu bringen. Sind denn die Weiber plötzlich aus einem andern Teig geknetet?"

"Nein, Vater," sagte Hilbe traurig, "das sind sie nicht; aber ein Teil der Frauen hat gelernt, daß es noch was anderes gibt als Ehe- und Kinderglück, daß nicht jedes Weib dazu geschaffen ist, so wenig wie jeder Mann. Und das Verantwortungsgefühl kam mit dieser Erkenntnis zugleich."

"Was zum Teufel brachte euch denn diese Erkenntnis?"

"Das Leid und die Qual derjenigen, von deren Untergang man uns erzählte oder deren Elend wir mitangesehen haben!"

"Du auch? Hast du das auch gesehen?"

"Ja, Vater."

Heinrich Hartwiger sah an seiner Tochter vorbei.



Idyllische Landschaft. Nach dem Gemälde (1871) von Johann Gottfried Steffan (1815—1905) im Besitz des Kunstvereins zu Prag.

Der eigentümlich gespannte Ausdruck ihres Gesichtes gefiel ihm nicht.

Und plötzlich kam ihm eine Erinnerung. Der Arzt, der zum Wochenbett seiner ersten Frau gerufen wurde, hatte ihm gesagt: „Ihre Frau taugt nicht zur Ehe. Ihr Körper und ihre Seele sind nicht dazu geschaffen.“ „Was hätte sie denn anfangen sollen,“ fragte er dagegen, „arm und ohne Beruf, wie ich sie gefunden habe?“ Da lächelte der Arzt mitleidig und resigniert: „Wer weiß, vielleicht würde sie ihren Beruf schon gefunden haben; sie ist ja noch so jung. Man sollte den Mädchen auch ein wenig Zeit lassen, um sich auf sich selbst zu besinnen. Bei der Gewalttätigkeit kommt nicht viel heraus.“ Damals schien ihm der Arzt sehr lächerlich, sehr überspannt. Narrenpöffen hatte er gedacht. Jetzt nach fünfundvierzig Jahren sagte ihm seine Tochter daselbe, und sie sagte es so traurig, so bewußt, daß es in ihm nachklang wie die Klage eines großen Unrechtes.

„Wacht, was ihr wollt!“ polterte er unwirsch. „Aber wenn Gerhard unglücklich wird — ich wasche meine Hände in Unschuld.“

(Fortsetzung folgt).